

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | SAUERLÄNDER

SABINE SCHODER

IMMER

IST EIN
VERDAMMT
LANGES
WORT

ROMAN

 SAUERLÄNDER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de

Außerdem von Sabine Schoder:

»Liebe ist was für Idioten. Wie mich.«
»So was passiert nur Idioten. Wie uns.«
»Liebe ist so scheißkompliziert«



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Kinder- und Jugendtaschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2020

© 2020 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-5743-2

Prolog

Es ist einer dieser Sommertage, an denen es so heiß ist, dass die Sonne vom Himmel schmilzt. Überall um mich herum sind Kinder. Sie graben mit Schaufeln nach unsichtbaren Schätzen, schleudern Sandfontänen nach allen Seiten und füllen die Luft mit schrillum Gelächter. An ihren leuchtenden Gesichtern erkenne ich, wie viel Spaß das machen muss, und spüre ein merkwürdiges Gefühl in meiner Brust. Als würden sich ihre hellen Stimmchen um mein Herz wickeln und rufen: *Mach mit! Komm her zu uns!*

Ich ziehe einen tiefen Graben um meine Sandburg.

Ein Mädchen in meinem Alter hat sich an den Rand des Spielplatzes verirrt und schleudert frischen Dreck auf mich. Ihr Vater nimmt ihre Hand und steckt die Schaufel zurück in das Loch, das sie gegraben hat. Keine Burgtürme ragen vor ihr auf, keine Gräben oder Brücken wurden gebaut, sie klopft ihr Werkzeug nur auf den Boden. Trotzdem strahlt sein Lachen voller Stolz über ihren strubbeligen Kopf hinweg.

Ich schaue nach Mama.

Sie sitzt nicht mehr auf der Bank, auf der sie warten sollte.

Erschrocken springe ich auf, trample meine Sandburg nieder und drehe mich in alle Richtungen. Mein Herz trommelt mir gegen die Brust. Musste sie zurück in ihr Zimmer gehen? Hat sie mich hier vergessen?

Plötzlich sehe ich sie. Mama mit ihrem Sonnenhaar, das an Tagen wie diesen aus feinem Licht gesponnen ist. Weißblond schimmert es zwischen den grünen Büschen hervor, in denen sie sich versteckt hat. Meine kurzen Beine laufen auf sie zu.

»Mama, ich habe eine Burg gebaut!«

Schweißperlen glänzen wie Tautropfen auf ihrer Stirn.

Meine Schritte werden langsamer, stolpern über die Schatten in ihrem Gesicht und versiegen schließlich völlig. Unsicher bleibe ich vor ihr stehen. »Ist dir heiß?«

»Rena, spiel noch ein bisschen weiter, ja?«, keucht sie.

Ich werfe einen Blick zurück zum Sandkasten, wo die Reste meiner Burg von einer Kinderschaufel niedergeschmettert werden und das Lachen eines stolzen Vaters durch die Luft flattert.

»Kommst du mit?«

Mama antwortet nicht. Sie wippt auf ihren Füßen vor und zurück, als würde sie sich in den Schlaf wiegen. Ich imitiere sie, schauke hin und her, versuche, den Reiz darin zu finden, und höre mitten in der Bewegung auf. Dieses Spiel macht keinem von uns beiden Spaß.

Weiter hinten ruft eine andere Mutter: »Nicht da hoch!«

Die Frau läuft auf das Klettergerüst aus Seilen zu. Ein kleiner Junge hat sich an eines der verbotenen Tawe gehängt und schreit vor Freude über sein Vergehen. Sie packt ihn unter den Armen – bestimmt um ihn nach Hause zu tragen und in sein Zimmer zu sperren –, macht dann aber etwas völlig anderes. Sie wirft den Jungen hoch in die Luft, immer und immer wieder, bis sie beide vor Glück quietschen.

Mama verbirgt ihr Gesicht hinter den Händen.

»Au ja! Wir spielen Verstecken! Du zählst bis zehn!« Mit einem Aufschrei renne ich davon. Es gibt unzählige Verstecke auf dem Spielplatz, unter der Riesenrutschbahn oder im Lebkuchenhäuschen aus Plastik, an dem sich die kleineren Kinder regelmäßig die Zähne ausbeißen. Heute verstecke ich mich auf dem Klettergerüst.

Die Seile biegen sich unter meinem Gewicht. In meiner Vorstellung schnappen Giftschlangen nach meinen Füßen und treiben mich mit kribbelnder Aufregung noch weiter hinauf. Meine Hände greifen nach dem nächsten Seil, ziehen mich höher, immer weiter,

über meine Phantasie hinaus. Bis ich oben stehe, ganz oben, fast schon im Himmel. Ich recke mich zu den Wolken und kann sie beinahe berühren.

Ein fremder Mann ruft, ich solle vorsichtig sein, aber ich drehe mich weg und suche nach Mama. Sie steht nicht vor dem Klettergerüst, streckt ihre Arme nicht herauf, mahnt mich nicht zur Vorsicht. Ihr Sonnenhaar kauert nach wie vor unter den Büschen, obwohl sie ihre Augen nicht mehr verdeckt.

»Mama! Guck mal!«

Der Mann sagt, ich soll mich festhalten.

Ich winke meiner Mutter mit beiden Armen zu. »Mama! Ohne Hände!«

Plötzlich falle ich. Unglaublich schnell. Mein Kinn prallt auf den Boden. Ich habe keine Zeit, um nachzudenken, ob das weh tut. Jede Menge Eltern laufen zu mir, und mein Blick schießt hin und her, um Mama unter all den Leuten zu finden.

»Blut!«, schreit ein Kind und fängt an zu weinen.

Ich betaste mein Kinn und finde eine frische Wunde. Sie pocht und ist bestimmt voller Dreck, den man herauswaschen muss. Die anderen Mütter und Väter wollen mir helfen, aber ich krabble zwischen ihren Armen hindurch, bevor sie ihre Taschentücher hervorziehen können. Diese Gelegenheit werde ich mir nicht von ihnen stehlen lassen.

Meine Füße jagen über den Spielplatz.

»Ich bin vom Klettergerüst gefallen! Mama! Schau!« Ich strecke ihr meine Beweise hin. An meinen Fingern klebt echtes Blut, rot glitzernd in der Sonne, genug für mindestens drei Pflaster. Genug für ... Ich weiß es nicht genau. Für etwas, was andere Eltern so machen.

»Mama?« Langsam sinken meine Hände herab. »Ist alles gut?«

Mama legt ihre Stirn auf die Knie und lacht zwischen ihren Beinen hindurch, ein glockenhelles Geräusch, das nur einen Moment

andauert. Auf den staubigen Boden neben ihren Schuhen fallen ein paar Wassertropfen.

Ich lege meinen Kopf in den Nacken und schaue in den Himmel hoch.

Es ist keine Regenwolke zu sehen.

Bevor ich dich treffe

»Du willst doch nicht etwa da runterspringen, Knatschwester?«

Die Stimme einer Frau reißt mich aus meinen Gedanken. Ich öffne die Augen und blinzle ins makellose Blau des Himmels über mir. Der warme Sommerwind muss mir schon eine ganze Weile ins Gesicht wehen, aber erst jetzt wird mir das zarte Gefühl auf meiner Haut bewusst. Als ich den Kopf senke, höre ich das protestierende Knirschen meiner Wirbelsäule. Keine Ahnung, wie lange ich in die Luft gestarrt habe. Um genau zu sein, weiß ich nicht mal, seit wann ich hier draußen auf dem Balkon des Krankenhauses stehe.

Meine Hände klammern sich um das Geländer, doch meine nackten Füße balancieren lebensmüde auf der untersten Sprosse. So als hätte mich tatsächlich die Versuchung gestreift, dieses Gefängnis auf die schnellste Art und Weise zu verlassen, die es gibt. Was für unsinnige Gedanken. In letzter Zeit weiß ich nicht, woher die kommen.

»Nur zu deiner Information, es sind keine fünf Meter bis zum Boden.« Die Frau tritt aus dem Schatten der Tür und fummelt eine Packung Nikotinkaugummi aus ihrem weißen Arztkittel. »Die Ziersträucher fangen das Schlimmste ab. Außerdem landest du direkt vor den Fenstern der Notaufnahme. Die hätten dich da unten in Nullkommanix wieder zusammengeflickt.«

Ein schiefes Lächeln zieht an meinem Mund. »Und ich dachte, ich könnte dem Abendessen entkommen.«

Sie brummt verständnisvoll und beugt sich so weit übers Balkongeländer, als würde sie ihre eigene Empfehlung nochmals überdenken. »Ich arbeite seit fünfundzwanzig Jahren hier und habe den Fraß immer überlebt. Auch wenn ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, irgendwann an einer Rasierklinge im Kartoffelbrei zu erstickten. Verrat es keinem.«

Ich weiß nicht, ob sie mit ihrer letzten Bemerkung den mörderischen Kartoffelbrei meint – oder die Zigarette, die sie verstohten aus der Kaugummiverpackung zieht. Ohne mit der Wimper zu zucken, steckt sie sich den Glimmstängel an und bläst den Rauch weit hinaus in den strahlend schönen Nachmittag. Für einige Sekunden gibt sie sich einem genüsslichen Lächeln auf ihrem Gesicht hin.

Ich hebe eine Augenbraue. »Versuchen Sie, sich das Kaugummikauen abzugewöhnen?«

Sie schnaubt amüsiert. »Noch so ein Kommentar und ich ziehe deine lang ersehnte Entlassung wieder zurück, klar? Du hast dich tapfer geschlagen in den letzten Monaten. Ich werde dich vermissen, Kleine.«

Ich betrachte meine Hände. Die weiße Haut, die zu lange in einem Zimmer eingesperrt war. Sie ist so blass, dass selbst die schwächer werdende Augustsonne einen roten Schimmer darauf hinterlassen hat. »Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich hoffe, dass ich Sie nie wiedersehe.«

Die Ärztin lacht und drückt ihre halbgerauchte Zigarette sorgfältig auf dem Metallgeländer aus, um sie wieder in der Packung verschwinden zu lassen. Als sie sich zur Tür dreht, streift ihr Blick meinen Körper auf eine Art und Weise, an die ich mich nie so richtig gewöhnen konnte. Etwas in ihrem Ausdruck ist immer auf der Suche nach Komplikationen. Nach einem Grund, mich noch weiter hier festzuhalten.

Ich wende das Gesicht ab, als hätte ich ein schlechtes Gewissen, als wüsste ich insgeheim, dass ich meine Zeit hier noch nicht abgesessen habe. Aber das ist völliger Unsinn. Das Flattern in meinem Magen stammt bloß von meinen Nerven. Nächste Woche fängt mein Leben noch einmal von neuem an. Wer wäre da nicht aufgeregt?

Sie zögert auf der Türschwelle. »Geht's dir gut?«

Ich hebe den Kopf und lasse mein Lächeln heller als die Sonne strahlen. »Es könnte nicht besser sein.«

Das hier muss ein Traum sein.

Mein weißes Krankenhausbett, in das ich mich gelegt habe, ist plötzlich verschwunden. Stattdessen bin ich umgeben von leuchtendem Grün überall um mich herum.

Ich stehe auf der Lichtung eines Waldes, der sich zu allen Seiten hin in die Unendlichkeit dehnt. Vor mir befindet sich eine schwarze Tür, ohne Rahmen oder Wand, die sie umgibt. Sie wird von nichts aufrecht gehalten, gibt ihr Geheimnis mit keinem Hinweis preis. Dennoch fühle ich genau, dass jemand auf der anderen Seite steht ...

»Rena? Bist du wach?«

Die Worte meiner Mutter flattern an mein Ohr, zart und unsicher, als wären sie soeben frisch geschlüpft. Tageslicht flutet meine Augen und gießt meine Mutter in eine Form aus hellen Farben. Sie sieht wie eine Pusteblythe aus, die über mir im Wind schwankt. Das blonde Haar spinnt eine leichte Wolke um ihren Kopf, und ihre dünnen Finger schweben in der Luft, als hätte sie mich eben noch berühren wollen.

»Hmm. Jetzt schon«, brumme ich schlaftrunken.

»Entschuldige, dass ich dich geweckt habe, aber du warst so ... erstarrt.«

»Ich habe bloß geträumt.« Meine Stimme hört sich noch immer ungewohnt an. Als hätte sie jemand auf ein altes Tonband aufgenommen und würde sie an meinem Ohr abspielen. In den letzten Wochen habe ich sie einfach zu wenig benutzt. Um genau zu sein, habe ich vier Monate lang geschwiegen. Wenn auch unfreiwillig.

»Geträumt? Mit offenen Augen?«

Ich setze mich auf und streiche mir verschwitzte Haare aus dem Gesicht. Meine Bettdecke ist so zerwühlt, als hätte ich den Nachmit-

tag damit verbracht, mich auf der Matratze hin und her zu wälzen. Jetzt schimmert die Abendsonne durch die Fensterscheiben und taucht das Krankenzimmer in ein orangerotes Licht.

Noch immer stecke ich im Nachhall dieses Traumes fest, der viel zu schnell durch meine Finger gleitet. Die leuchtendgrünen Bilder zerfließen vor meinem inneren Auge, bevor ich sie mir genauer ansehen kann, und hinterlassen ein vages Gefühl von Sehnsucht in meiner Brust.

»Ich habe vom Sommer geträumt«, murmle ich, »bevor er endgültig vorbei ist. Wenn ich nächste Woche entlassen werde, ist es schon September.«

Die Pusteblyume schrumpft über mir zusammen. Meine Worte sinken auf ihre schmalen Schultern, zu all den anderen unsichtbaren Sorgen, die sich dort seit meinem Unfall auf türmen. Ehe ich fragen kann, was sie so bekümmert, erregt etwas anderes meine Aufmerksamkeit. In ihrer linken Hand, halb versteckt hinter dem Rücken, blitzt ein Stück weißes Papier hervor.

»Ist das für mich?« Ich strecke meine Hand aus, aber Mama weicht sofort zurück. Sie stolpert über meine Pantoffeln und stößt an das zweite Krankenbett im Zimmer, das seit gestern verlassen ist. Der Haltegriff schaukelt hinter ihrem Kopf, als würde er mir zuwinken und rufen: *Komm her. Du brauchst mich doch.*

Mama zerknittert unter meinem Blick.

Ich ziehe die Hand zurück.

Schuldgefühle pochen in meinem Magen. Mein Unfall ist der Grund, warum sie sich Tag für Tag aus ihrer vertrauten Umgebung wagt. Warum sie sich diesem Monster stellt, einem öffentlichen Krankenhaus, das an jeder Ecke mit einer unerwarteten Situation auf sie lauert. Ich habe ihr mehr als nur einmal angeboten, dass sie nicht so oft herkommen muss, trotzdem ließ sie sich nicht davon abbringen. Wir können uns vielleicht nicht gegenseitig in den Arm

nehmen, wie es in anderen Familien üblich ist, aber wir haben über die Jahre hinweg unseren eigenen Code der Zuneigung entwickelt. Sie ist hier. Und das bedeutet mir eine Menge.

Ihre schmalen Hände beben, als sie die Papiere hinter dem Rücken hervorzieht und gegen ihre Brust drückt. »Daniel hat sie mir ausgedrückt.«

Daniel?!

Die bloße Erwähnung meines Onkels spritzt mir eine Dosis Wundstarrkrampf unter die Haut. Meine Muskeln versteinern an Ort und Stelle, ohne dass ich etwas dagegen unternehmen könnte. Nur mit Mühen stoße ich hervor: »Was will er von dir?«

»Du wirst doch bald entlassen ...«

Ich schlucke einen harten Kloß im Hals. »Und was hat das mit ihm zu tun?«

Einen Moment lang betrachtet Mama die Ausdrucke. Dann streckt sie mir die Papiere entgegen, zögernd, als müsste sie einen Fleischkloß durch die Gitterstäbe eines Raubtierkäfigs halten.

Ich schlage die Bettdecke zur Seite und will aufstehen, so als wäre nie etwas geschehen. Doch kaum mache ich den ersten Schritt, stößt der Schmerz wie ein Eispickel in meinen Rücken. Keine Ahnung, wie lange ich geschlafen habe, jedenfalls hat die Zeit ausgereicht, um die Geschmeidigkeit der Physiotherapie von heute Morgen verpuffen zu lassen. Jetzt spüre ich jede Muskelfaser, die um meine neue künstliche Hüfte schleift.

Ein einziger Schritt, dann klatscht meine Hand auf den Nachttisch. Ich muss innehalten, um durchzuatmen.

»Brauchst du deine Krücken?«

»Nein! ... Ich meine, nein, danke.« Ich beiße die Zähne aufeinander und zwingen meine Mundwinkel nach oben. »Es wird nur besser, wenn ich meine Muskeln trainiere. Darf ich mal sehen?«

Mama hält mir die Blätter entgegen, doch kaum schließen sich

meine Finger darum, zieht sie sich wieder zurück. Für eine Millisekunde berührt ihr Hintern das andere Bett, dann streicht sie hastig die Decke glatt und setzt sich an den Tisch an der Wand.

Ich lehne mich gegen die Matratze und stelle mich den Ausdrücken.

Es gibt einige Dinge, die ich meinem Onkel zutrauen würde. Zum Beispiel, meine Zeit hier im Krankenhaus zu nutzen, um sich unser sämtliches Hab und Gut unter den Nagel zu reißen. Hiermit allerdings habe ich nicht gerechnet. Rasch überfliege ich die Zettel, die alle nach dem gleichen Schema aufgebaut sind: das Foto einer Wohnung und darunter die Eckdaten der Immobilie.

Ich blicke über den Papierrand und begegne den aufgerissenen Augen meiner Mutter. »Was sind das für Wohnungen?«

»Die wären günstig«, murmelt sie.

Einen Moment lang weiß ich nicht, was ich sagen soll. Die Worte türmen sich in meiner Kehle wie eine Riesenwelle. Nur mit Mühe schlucke ich den Tsunami an Fragen runter, der aus meinem Mund brechen will. Wenn ich Informationen von meiner Mutter möchte, darf ich sie nicht noch mehr verschrecken. Bisher hatte ich die Verschlimmerung ihres Zustandes allein auf ihre Angst vor dem Krankenhaus geschoben, doch jetzt nagt die Befürchtung in mir, dass da noch mehr ist. Dass sie sich während meiner Abwesenheit dem einzig anderen Menschen zugewandt hat, den sie auf dieser Welt kennt. Ihrem Bruder, der diese Bezeichnung nicht verdient.

»Mama ...« Diesmal bin ich auf das Stechen in meiner Hüfte vorbereitet. Bewusst schiebe ich einen Fuß vor den anderen, Schritt für Schritt, bis ich mich am Tisch abstützen kann. Ich setze mich nicht zu ihr. Ein Gespräch auf Augenhöhe wäre vermutlich besser, doch eine dunkle Vorahnung hält mich auf den Beinen. »Wieso sehen wir uns neue Wohnungen an? Was stimmt mit unserer alten nicht?«

Sie biegt sich zur Wand, als wollte sie mit dem Hintergrund verschmelzen. »Du lagst so furchtbar lange im Koma. Ich konnte einfach nicht mehr arbeiten ...«

Meine Fingernägel kratzen über die Papierseiten. »Arbeitest du denn jetzt wieder?«, frage ich so sanft wie möglich.

»Ich versuche es, seit du aufgewacht bist.« Sie knetet ihre Hände im Schoß. »Aber es ist nicht so leicht, was zu finden ...«

Sie hat keine Arbeit mehr.

Der Gedanke spießt sich durch meine Brust, denn er bedeutet viel mehr als nur den Verlust ihrer Erwerbstätigkeit. Er bedeutet, dass unsere Vergangenheit wieder in unserem Nacken lauert.

Mein Puls pocht in der Kehle. »Ist das der Grund für die hier?« Ich lege die Inserate zwischen uns auf den Tisch, doch Mama wendet den Blick ab, als würde sie sich dafür schämen. »Sag mir bitte, was los ist. Haben wir unsere Wohnung verloren?«

»Ich wohne seit ein paar Monaten wieder bei Daniel«, wispert sie. Ich schließe die Augen.

Ein paar Monate. Das ist lange. Vielleicht zu lange.

»Sind unsere Sachen noch da?«, flüstere ich.

»Daniel hat ein paar Kleinigkeiten verkauft, um die Kosten zu decken.«

Es gibt eine Million Dinge, die ich darauf erwidern möchte, und die meisten davon müssten mit einer Lautstärke ins Gesicht meines Onkels gebrüllt werden, die eine Pusteblyme in Fetzen reißen würde. Meine Mutter hat das nicht verdient.

»Das kriegen wir hin, mach dir keine Gedanken«, antworte ich stattdessen. »Wir nehmen die erste Wohnung, die frei ist.«

Mein Blick wandert über die Inserate. Die Auswahl ist gering, was bei den aktuellen Mietpreisen keine Überraschung ist. Nacheinander betrachte ich düstere Kellerappartements und trostlose Hinterhöfe, die wie faustgroße Steine in meinen Magen sinken. Unsere alte

Wohnung in der Innenstadt war vielleicht kein Highlight, aber sie hatte zumindest den Luxus von Fenstern.

Mama kaut an ihren Fingernägeln. »Es tut mir so leid.«

»Du musst dich nicht entschuldigen. Es ist nicht ...«

Es ist nicht deine Schuld, will ich sagen. Es war nie deine Schuld.

Aber etwas anderes lenkt mich davon ab.

Mein Blick streift ein grünes Foto in einem der Inserate.

Viel ist nicht zu erkennen, nur das hölzerne Geländer eines Balkons und ein Meer aus verwildertem Grünzeug dahinter. Trotzdem schimmern die Farben so lebendig, als würden sie über die Ränder hinaus leuchten, als müssten die Bäume und Sträucher jeden Moment ihre Wurzeln aus der Erde reißen und auf mich zumarschieren.

Mein Herz rast.

Das ist es! Genau da müssen wir hin!

Dieser Wunsch brennt so grell in mir, so unnachgiebig, dass ein Schauer über meinen Rücken jagt. Als würde dieses Foto eine Sehnsucht in mir hervorrufen, die von meinem Unfall verschüttet wurde. So sehr ich mich auch bemühe, ich finde keinen logischen Grund, warum es ausgerechnet diese Wohnung sein soll, wieso ich mir die anderen nicht mal mehr ansehen will. Vielleicht ist es meine Intuition. Oder ich habe einfach zu große Angst, wieder im Haus meines Onkels ...

»Hallo? Wer ist dran?«

Die blecherne Stimme eines Mannes erschallt wie aus dem Nichts. Ich zucke zusammen, weil ich plötzlich mein Handy in der Hand halte. Das Display zeigt ein aktives Gespräch an, doch ich habe keine Erinnerung daran, wann ich das Gerät vom Nachttisch geholt, geschweige denn, wann ich diese Nummer gewählt habe. Noch immer stehe ich vor dem Tisch, an dem meine Mutter sitzt. Vor mir liegt das Wohnungsinserat mit dem grünen Foto.

Wortlos starre ich auf das Display.

Meine Ärzte haben mich vorgewarnt. Immer wieder haben sie mir versichert, dass Gedächtnisverlust nach einem Schädel-Hirn-Trauma völlig normal ist. Das verletzte Gewebe in meinem Kopf braucht Zeit, um sich zu regenerieren, und die verlorenen Erinnerungen können spontan wieder auftauchen.

Aber das hier ist etwas anderes, oder nicht?

Ein rascher Blick auf das Inserat bestätigt mir, dass ich die Nummer des Vermieters gewählt habe. Vielleicht war ich so sehr in Gedanken versunken, dass ich gar nicht gemerkt habe, wie ich die Ziffern eintippte.

»Hallo?!«, ruft die Männerstimme jetzt irritiert. »Ist da jemand?!«

Mit pochendem Herzen drücke ich das Handy an meine Wange, um den Mann nach einem Besichtigungstermin zu fragen. Doch meine Lippen spucken etwas völlig anderes aus. Bevor ich mir über ihre Bedeutung bewusst werde, klingen die Worte schon in meinen Ohren nach.

»Geben Sie die Wohnung keinem anderen«, begrüße ich ihn. »Wir nehmen sie.«

Mama starrt mich wortlos an, als ich auflege.

Ob sie mein Blackout bemerkt hat? Ich will sie nicht danach fragen, um sie nicht unnötig zu sorgen. Wenn man all die Medikamente und Operationen bedenkt, die mein Körper in den letzten Monaten verkraften musste, ist so etwas bestimmt nicht ungewöhnlich. Getoppt mit den Neuigkeiten, die meine Mutter heute mitgebracht hat, vielleicht sogar völlig normal. Ich muss mir einfach mehr Zeit geben, um zurück in mein altes Leben zu finden. Und ab nächster Woche habe ich endlich die Gelegenheit dazu.

Mein Blick gleitet zum Fenster, durch das die letzten Strahlen der untergehenden Sonne blitzen. Mit einem Mal packt mich das wilde Verlangen, hinauszuspringen, meine Arme auszubreiten und

wie ein freier Vogel über die Stadt hinwegzufliegen, bis ich an jenem grünen Ort ankomme. Als würde dort etwas Bestimmtes auf mich warten, das alles besser macht. Als wäre dort jemand, den ich unbedingt wiedersehen will.

Mama lässt mir die Ausdrücke da.

Die halbe Nacht liege ich im Bett und starre auf das Inserat, bis ich müde genug bin, um wieder einzuschlafen. In meinem Kopf ist keine Erinnerung mehr an jenen Tag im Frühjahr, der mich beinahe von einer Sekunde zur anderen ausgelöscht hat. Ich bin seit sechs Monaten in diesem Krankenhaus und habe vier davon im Koma verschlafen. Doch in dieser Nacht, mit dem zerknitterten Ausdruck einer grünen Wildnis in den Händen, träume ich zum ersten Mal von meinem Unfall.

Wochenlang hing ein bleierner Teppich über der Stadt, über den salzigen Straßen und den gestreuten Gehwegen, selbst über den grauen Gesichtern der Menschen. Heute hat sich der Winter verzogen und seinen Schatten mitgenommen. Ein klares Milchblau spannt sich über den Himmel, so hell, als würde die Farbe noch ein paar Wochen brauchen, um richtig auszureifen.

Das ungewohnte Licht brennt in meinen Augen, trotzdem lache ich ihm Tränen entgegen. Ich werde eins mit meiner Umgebung, eins mit der Geschwindigkeit, die den Wind wie eine unsichtbare Wand gegen meinen Körper drückt. Der Motor vibriert das Gefühl aus meinen Fingern, bis sie nicht mehr zu mir gehören. Es fühlt sich an, als würde ich fliegen.

Mein erster Sommer mit achtzehn!

Dieser Gedanke erfüllt mich mit einem Rausch, in dem alles möglich erscheint. Ich bin frei hinzugehen, wo auch immer ich will. Zu tun, was auch immer ich will. Und heute ist es das

hier: die Jagd auf der Maschine, die eine Kurve nach der anderen frisst.

Plötzlich, inmitten dieses wunderbaren Gedankens, ist sie da. Das Mädchen mit den blonden Haaren.

Sie tritt hinter einem Baum hervor, den Blick auf einen Pappbecher gerichtet, den sie mit beiden Händen fest umklammert. Einfach so geht sie über die Straße, ohne auf den Verkehr zu achten, ohne mich kommen zu hören. Mir bleibt nicht mal genug Zeit, um sie dafür zu verfluchen.

Zwischen ihr und dem Baum entsteht eine schmale Lücke, eine letzte Chance, sie nicht zu treffen. Doch sie drückt den Becher zu fest, und der kleine Plastikdeckel fliegt über ihre Schulter. Für eine unmögliche Sekunde glaube ich, die heiße Flüssigkeit auf meinem eigenen Handgelenk zu spüren.

Dann dreht sie sich nach dem Deckel um. Und tritt einen Schritt zurück.

Ich schreie gegen den Wind.

Du fällst vom Himmel

Es ist zu heiß für September und zu heiß für diesen Kleinbus. Der Schweiß meines Onkels vermischt sich mit seinem billigen Aftershave und klebt sich an die Innenseiten meiner Nasenflügel. Trotzdem stiehlt sich ein Lächeln auf mein Gesicht, denn heute bedeutet dieser Geruch etwas Wunderbares: *Ich bin frei! Endlich wieder frei!*

Ein Insekt klatscht gegen die staubige Windschutzscheibe, nur ein einziges auf dieser langen Fahrt, doch für Daniel ist es Grund genug, um seine Unzufriedenheit loszuwerden. »Wofür hält sich dieses Mistvieh eigentlich?!«

Das frage ich mich schon, seit ich in eingestiegen bin, denke ich mit einem verstohlenen Seitenblick auf meinen Onkel. Schlagartig packt mich heftiges Mitleid mit dem Käfer. So ein Ende hat er nicht verdient, wie er da auf der Scheibe klebt und in seinen letzten Sekunden die Fratze eines übellaunigen Mannes hinter einem speckigen Lenkrad ansehen muss. Ich biege mich so weit nach vorne, wie der Sicherheitsgurt es zulässt, und schenke dem Tierchen ein letztes Lächeln.

Mein Onkel will es mit Scheibenwischerflüssigkeit wegsprühen, doch im selben Moment erwacht der kleine Kerl wieder zum Leben. Seine Flügel schütteln die Wassertropfen ab und tragen ihn munter über das Dach hinweg, so als hätte er bloß eine anregende Dusche bekommen. Daniel ist also immer noch zu geizig, um richtigen Scheibenreiniger zu kaufen. Was offensichtlich wird, als er vergeblich versucht, das winzige braune Abschiedsgeschenk vom Glas zu wischen, das unser kleiner Freund ihm hinterlassen hat.

»Verdammte Scheiße ist das!«, schimpft Daniel.

Womit er absolut recht hat.

Mit zuckenden Mundwinkeln sinke ich zurück in die durchgessenen Polster.

Es gibt nur einen Grund, warum ich mich in diesen Kleinbus gesetzt habe, und dieser kauert an meiner anderen Seite. Mama presst sich ans Beifahrerfenster und hat ihre Finger um den Türöffner geschlungen, als wollte sie jede Sekunde hinauspringen und ebenfalls gegen die Windschutzscheibe irgendeines Autos hüpfen. Ich höre schon das Geräusch brechender Knochen, so laut wie Steine in einer Kaffeemühle. Meine Arme schlingen sich wie von selbst um meine Hüfte.

»Sind wir bald da, Daniel?«, haucht Mama.

»Wir sind da, wenn ich diesen Bus anhalte, kapiert?!«

Ich beuge mich zu ihr. »Es müsste die nächste Abfahrt sein und dann noch ein bisschen.«

»Wenn du so schlau bist, warum fährst du dann nicht selber?!« Daniels Mundgeruch weht in meine Richtung, weshalb ich davon ausgehe, dass er mich ansieht. Ich drehe mich nicht zu ihm, um es zu überprüfen.

»Ich kann fahren«, sprudelt es aus meinem Mund. Keine Ahnung, woher dieser Anflug an Selbstüberschätzung kommt. Letzten Sommer habe ich mich auf der Rückbank eines Kombis festgekrallt und die wilden Fahrversuche meiner Freundin mit ihrem Handy dokumentiert. Denise hatte ihren Vater überredet, mit uns hinaus auf den Kiesplatz der Stadtwerke zu fahren und ein paar Runden zu drehen. Eine Übungsfahrt, die ihr Vater nur mit durchgeschwitztem Hemd und grauer Gesichtsfarbe überstanden hatte. Doch die einzigen Personen, die ich um Fahrstunden hätte bitten können, sitzen hier in diesem Bus. Und keine davon ist eine Option.

Ohne Vorwarnung schwenkt Daniel an den Straßenrand und knallt seinen Fuß so abrupt auf die Bremse, dass Mama und ich nach vorne geworfen werden. »Wenn das so ist, dann fahr doch!«

Ich starre mit offenem Mund auf sein verschwitztes Gesicht. In seinen Schweinsäuglein glitzert tiefe Selbstzufriedenheit.

Steig aus und ich zeig es dir! Für eine herrliche Sekunde geht mit mir die Phantasie durch, dass ich das wirklich sage und er es wirklich tut. Für eine Sekunde sehe ich ihn vorne am Bus vorbeilaufen und fühle gleichzeitig den Widerstand des Gaspedals unter meinem Fuß. Eine längst überfällige Abrechnung für all die Jahre, in denen ich zu klein war, um meine Mutter vor ihm zu beschützen. Doch dann spüre ich den Aufprall von Metall auf Fleisch, und jegliche Genugtuung löst sich in einem Schwall Magensäure auf, die in meinen Mund schießt.

Mein Onkel feixt. »Sieh an, jetzt hält sie die vorlaute Klappe!«

»Sie hat doch keinen Führerschein«, beschwichtigt meine Mutter.

Vor allem habe ich niemanden sonst, der unsere Sachen durch die halbe Stadt fahren kann. Auch wenn außer den paar Umzugskartons hinten auf der Ladefläche nichts mehr davon übrig ist. Unsere alten Möbel hat er längst verscherbelt.

Etwas Dunkles pulsiert in Daniels Blick. »Sie soll sich entschuldigen.«

Ich entschuldige mich an dem Tag, an dem dein Cholesterinwert unter 500 fällt.

Da ist ein Teil in mir, der über ihn lachen möchte. Ein Teil, der ihm zeigen will, dass er so nicht mehr mit uns umgehen kann. Doch im Augenwinkel sehe ich die dünnen Hände meiner Mutter, sehe, wie sie ihre Oberschenkel umklammert, sehe ihre Fingernägel, die völlig abgekaut sind.

Ich beiße meine Zähne aufeinander. »Entschuldige.«

Daniel grunzt und legt betont langsam den ersten Gang ein. Der Bus rollt vom Pannestreifen.

Wir verlassen den zähen Stadtkern und nähern uns dem grünen Gürtel der Stadt. Im Norden ist dieser Teil schön, mit prächtigen

Brücken und alten Villen, deren Türmchen in den Himmel stechen. Hier im Süden verliert der Fluss sein Betonkorsett und verfranzt sich in einem weitläufigen Ufergebiet, das ebenfalls schön sein könnte, wenn die Autobahnfahrer es nicht als riesigen Mülleimer verwenden würden. Wir nehmen die nächste Abfahrt und kommen auf einen ruhigeren Weg, der durchs alte Industriegebiet führt.

»O nein«, stöhnt meine Mutter. Automatisch überprüfe ich im Seitenspiegel, ob wir in eine Radarfalle gefahren sind, entdecke aber nur eine leere Straße hinter uns.

Ich lehne mich zu ihr, als könnte ich so das Gespräch zwischen uns halten, doch die lauende Aufmerksamkeit meines Onkels glüht in meinem Nacken. »Was ist los?«

»Wir haben vergessen, deine Tabletten in der Apotheke zu holen«, flüstert sie.

Verdammt. Daran habe ich nicht mehr gedacht.

»Ich fahre auf keinen Fall zurück«, stellt Daniel klar.

Ich rücke näher an meine Mutter, nah genug, um für eine Sekunde das feine Pusteb Blumenhaar auf meinen Lippen zu spüren. »Ich habe heute Morgen noch eine Infusion bekommen. Das reicht bestimmt erst mal.«

Zumindest reicht es für einen Tag im Krankenhausbett. Wie lange meine Hüfte durchhält, wenn ich Kisten herumschleppen muss, ist eine völlig andere Frage. Aber kein Schmerz der Welt könnte mich jetzt noch dazu bringen, meinen Onkel um einen weiteren Gefallen anzubetteln. Vorher nähe ich meine Zunge am Gaumen fest.

Wir lassen das Industriegebiet hinter uns und biegen auf eine schlecht geteerte Straße ab, die von schmutzigen Reihenhäusern gesäumt ist. Ein paar Kinder jagen einem Ball nach, der in hohen Bögen über die Fahrbahn hüpf, und ihre rauchenden Mütter werfen uns böse Blicke zu, als hätten wir es gewagt, mit einem Kleinbus mitten durch ihr Kinderzimmer zu brettern. Nichts in dieser Straße

sieht sonderlich einladend aus, doch im selben Moment blitzt hinter den Häusern das erste Grün der angrenzenden Uferböschung durch, und mein Herz beginnt wild zu pochen.

»Da vorne ist es«, wispert meine Mutter.

Sie war vor drei Tagen mit dem Linienbus hier, um den Mietvertrag zu unterzeichnen. Eine Aufgabe, die ich ihr nur übertragen habe, weil wir die Wohnung sonst nicht rechtzeitig zu meiner Entlassung bekommen hätten. Ich hatte all meine Fingernägel abgekaut und wäre vielleicht noch weiter gegangen, bis sie endlich mit den Unterlagen zurück ins Krankenhaus kam. Unter ihren Armen klebten Schweißringe in der Größe von Pizzatellern.

Jetzt deutet sie auf eine Reihe von Garagentoren, die unter einen grünen Hügel gebaut sind. Auf dem Asphalt davor leuchtet eine unübersehbare Aufschrift: *Parken verboten*. Doch mein Onkel hat sich schon immer die Regeln zurechtgebogen, und der Kleinbus kommt mitten auf dem Schriftzug zum Stehen.

Zwei junge Kerle in Bomberjacken, die in einer Bushaltestelle auf der anderen Straßenseite warten, stoßen sich gegenseitig an und nicken zu uns herüber. Mama zieht ihren Kopf ein und kratzt über die Plastikverschalung der Tür, bis sie endlich den Hebel erwischt und lautlos hinausschlüpfen kann. Daniel wälzt sich ebenfalls aus dem Bus.

Ein erwartungsvolles Kribbeln breitet sich in meiner Brust aus. Ich löse den Gurt und rutsche zur Seite meiner Mutter, weil ich nichts von meinem Onkel berühren möchte, nicht mal die schwitzige Wärme, die er auf dem Fahrersitz hinterlassen hat. Früher wäre mir nicht aufgefallen, dass der Ausstieg höher ist als bei einem normalen Auto, doch jetzt sehe ich die Welt durch den Filter einer künstlichen Hüfte. Obwohl ich so weit wie möglich über das Polster nach unten rutsche, stößt mir der Aufprall wie ein Vorschlaghammer in den Rücken.

Für mehrere Sekunden tanzen bunte Flecken vor mir, die sich nur mühsam zur Seitenwand des Busses blinzeln lassen. Meine Fingerkrallen sich in die Gummidichtung des Fensters.

»Worauf wartest du noch?!«, bellt Daniel von der Heckseite des Wagens.

Worauf ich warte? Auf einen dieser unglücklichen Zwischenfälle, die eine gute Zeitungshheadline abgeben: Durchgeknallter Messermörder ersticht übergewichtigen Mann.

Hoffnungsvoll linse ich rüber zu den Bomberjacken, die uns noch immer im Blick haben und zwielichtig genug aussehen, um vielleicht eine illegale Waffe unter ihrem *Consdaple*-Schriftzug zu verstecken. Doch allem Anschein nach sondieren sie noch immer die Lage.

Ich hinke zur Rückseite des Autos. Nicht etwa, um bei meinem Onkel Mitleid zu schinden – was aussichtsloser wäre, als in der Sahara Staubsauer zu verkaufen –, sondern weil ich trotz Physiotherapie noch immer nicht richtig gehen kann. Auch Daniel scheint das zu bemerken, denn er packt die größte Kiste aus dem Kofferraum und stößt sie mir gegen die Brust. Ich stolpere gegen die Rücklichter.

»Pass auf den Lack auf«, zischt er.

Ich würde ihm gerne eine schlagfertige Antwort verpassen, doch im selben Moment fällt mein Blick auf etwas, mit dem ich nicht gerechnet habe. Eine lang gezogene Betontreppe mit rostigem Stahlgeländer streckt sich über den Hügel hinauf bis zum Wohnhaus. Eine Treppe mit mindestens fünfzig Stufen.

So viel zu unserer Wohnung *im Parterre*.

Daniel findet wie immer ein paar motivierende Worte. »Beeilt euch, in einer Stunde fahr ich wieder«, schnauft er. »Mit allem, was sich dann noch im Kofferraum befindet!«

Mama senkt den Kopf und eilt mit der ersten Ladung hoch.

Selbstverständlich habe ich im Krankenhaus die ein oder andere

Treppenübung gemacht, allerdings niemals mit einer Kiste, die fast halb so viel wiegt wie ich selbst. Ich stelle einen Fuß auf die erste Stufe und drücke mich vorsichtig nach oben, trotzdem protestiert meine Hüfte sofort. Es ist kein scharfer Schmerz wie bei einem Messerschnitt in den Finger, sondern eher ein dumpfes Ziehen wie bei einem Muskelkater.

Einen Moment lang halte ich inne, als könnten sich die Stufen durch Zauberhand in eine Rolltreppe verwandeln. Aber angesichts der Tatsache, dass wir gerade mal dreihundertfünfzig Mäuse pro Monat für dieses Etablissement berappen, vermute ich, dass keine magische Rolltreppe inbegriffen ist. Besser, wir beeilen uns. Nicht wegen der Drohung meines Onkels, sondern weil ich keine Ahnung habe, wie lange meine Schmerzinjektion durchhält, wenn ich Umzugskisten auf den verfluchten Mount Everest schleppen muss.

Ich habe die Hälfte der Stufen geschafft, als Mama an mir vorbeihuscht, um sich die nächste Kiste zu holen. Dicht gefolgt von einer schnaufenden Dampfwalze, die sich wohl nur deswegen einen weiteren Kommentar verkneift, weil sie sonst vor Atemnot zusammenbrechen würde. Oben angekommen stelle ich erleichtert fest, dass ich zumindest mit einer Sache unrecht hatte: Es sind nur vierzig Stufen. Vierzig Stufen mal einen Kleinbus voller Kisten, geteilt durch drei Personen, minus einer Plastikhülfe, die hoffentlich keinen billigen Made-in-China-Aufdruck trägt. Die Schweißperlen tropfen im Sekundentakt von meinem Kinn.

Im Hausflur werde ich von Hakenkreuzen begrüßt, die allesamt spiegelverkehrt auf die Wände geschmiert wurden. An dem leuchtenden Weiß im Hintergrund erkenne ich, dass die Kritzeleien noch relativ frisch sein müssen. *Drehundertfünfzig Piepen*, denke ich ernüchert. *Es muss ja einen Grund dafür geben.*

Gleich die erste Tür gehört zu unserer Wohnung.

Mit der Kiste voran trete ich über die Schwelle und bin erleich-

tert, als ich das Gewicht endlich abstellen kann. Vor mir erstreckt sich ein winziger Flur mit drei Türen. Hinter einer befindet sich eine kleine Toilette, die sich bei näherer Betrachtung als unser neues Badezimmer herausstellt. Der Flur geht nahtlos in eine Miniküche über, in der nur das Nötigste vorhanden ist: Kühlschrank, Herd und Spülbecken. Vor dem einzigen Fenster steht ein kleiner Tisch mit abgewetzter Eckbank und einem Stuhl.

Dahinter leuchtet etwas Grünes ...

»Was hungerst du da draußen rum?!« Daniel hämmert ans Küchenfenster.

Ich zucke zusammen, denn plötzlich befinde ich mich an einem anderen Ort.

Tatsächlich stehe ich draußen. Zumindest fast. Ich muss ein weiteres Zimmer durchquert und den Balkon betreten haben – doch eine Erinnerung daran habe ich nicht. Viel mehr als eine Minute kann nicht vergangen sein, trotzdem mischt sich eine neue Note unter meine Gefühle: der bittere Geschmack von Adrenalin.

Hätte ich jemandem von meinem Blackout erzählen sollen?

Hätten sie mich dann jemals entlassen?

Daniels Stimme dringt aus der Küche, wo er meine Mutter zur Schnecke macht, weil ich den Karton mitten im Flur abgestellt habe. Sie verteidigt mich nicht, sondern entschuldigt sich leise. Nein, es war richtig, den Ärzten nichts zu sagen. Wenn ich früher gewusst hätte, dass Mama sich wieder diesem Mistkerl ausgeliefert hat, wäre ich sogar auf Krücken aus dem Krankenhaus gekrochen.

Der Gedanke an den nächsten Karton ist nicht sonderlich verlockend, also erlaube ich mir einen kurzen Rundumblick. Der Balkon spannt sich über die gesamte Breite der Wohnung, was nicht besonders viel ist, aber genug Platz für ein Sammelsurium aus den verrücktesten Möbeln bietet.

Meine Mundwinkel biegen sich langsam nach oben.

Jedes Jahrzehnt scheint hier draußen vertreten zu sein, ein filigraner Holzschrank mit dünnen Stelzenbeinen aus den Fünfzigern, ein orangefarbener runder Plastikhocker aus den Siebzigern und eine schlichte Glasvitrine aus den Neunzigern. Dazwischen hockt das hässlichste Sofa der Welt, dessen knallbunter Stoffbezug nur im Drogenrausch der späten Achtziger entstanden sein kann.

Grinsend schüttle ich den Kopf und trete ans Geländer.

Das Haus ist bis zur Wand hin mit Grünzeug überwuchert. Weiter hinten fällt der Hügel ab und führt wahrscheinlich hinunter zum Fluss. Zwischen wilden Haselnusssträuchern ragen ein paar Stauden empor, und eine lückenhafte Reihe alter Thujahecken erinnert an eine Zeit, in der dieser Hinterhof besser gepflegt worden ist.

Am anderen Ende des Gartens hängt eine Schaukel unter einer Eiche. Das hochgewachsene Gras streift ihre Sitzfläche, als hätte sie schon länger niemand mehr benutzt. In meiner Brust flammt der Wunsch auf, hinzugehen, mich an den Seilen festzuhalten und meinen Kopf weit in den Nacken zu werfen, während ich immer höher ins unendliche Blau des Himmels hinaufschauke. Doch ein raues Gefühl unter meinen Händen holt mich aus dieser Vorstellung zurück.

Meine Finger ertasten eine abgewetzte Stelle auf dem Balkongeländer. Zwei Stellen, um genau zu sein, ungefähr dreißig Zentimeter auseinander. Ich streiche über die abgesplitterten Holzfasern und frage mich, wodurch sie wohl entstanden sind.

»Kommst du jetzt endlich, verdammt nochmal?!«

Mein Atem stößt aus beiden Nasenlöchern. Die Geheimnisse dieses Hauses werden noch warten müssen.

Ich gehe zurück ins Zimmer mit der Balkontür, durch das ich vorhin so gedankenverloren gekommen bin, dass es sich jetzt wie das erste Mal anfühlt. Ein Einzelbett mit nackter Matratze, ein Kleider-

schränk an der Wand, Sonnenlicht, das schlecht abgewischte Putzspuren auf dem Fensterglas offenbart, und der Geruch nach frischer Farbe. Sonst ist nichts darin.

Meine Mutter hat die Umzugskisten in die kleine Abstellkammer gegenüber dem Badezimmerklo geschleppt. Die Kammer hat nur zwei schmale Milchglasfenster oben an der Wand, die zum Hausgang hin vergittert sind.

»Denkst du, hier passt eine Matratze rein?«, fragt sie mich im Vorbeigehen.

Ich bleibe stehen. »Wieso eine Matratze?«

Im selben Moment läuft es mir eiskalt über den Rücken. Wie konnte ich das übersehen? Die Wohnung hat nur zwei Räume, das Schlafzimmer und diese Kammer hier, die im Inserat sehr viel größer wirkte. *Du hast dir diese Wohnung doch vor ein paar Tagen angeschaut, würde ich am liebsten sagen. Warum hast du mir nicht gesagt, wie klein sie ist?*

Aber das wäre nicht fair. Meine Mutter hat auf meinen Wunsch hin ihre Unterschrift unter den Vertrag gesetzt. Ich hätte die Maße der Zimmer selbst überprüfen müssen. Es ist meine Schuld. Meine Verantwortung.

»Ich schlafe hier«, entscheide ich.

»Nein«, widerspricht meine Mutter. »Du brauchst ein richtiges Bett für deine Hüfte.«

Für einen Moment bin ich so verdattert über ihren Einspruch – etwas, das ungeheuer selten vorkommt –, dass sie mein Schweigen fehlinterpretiert. Sofort knetet sie ihre Hände. »Sobald ich wieder arbeite, bin ich tagsüber sowieso nicht daheim«, rechtfertigt sie sich. »Und abends lässt du mich vielleicht mal durch dein Zimmer hinaus auf den Balkon gehen?«

»Was ist das für eine Frage? Natürlich kannst du auf den Balkon gehen. So oft du willst.«

»Ach, Rena.« Sie lächelt, doch ihre Augen werden wässrig. »Ich weiß, ich bin keine ... Lass mich zumindest diese eine Sache für dich tun, ja?«

Ich nicke stumm, weil es keine Antwort über den Kloß in meinem Hals schafft.

Daniel ist wütend, als wir wieder vor dem Kleinbus ankommen. Seine Doppelkinne beben unter dem verschwitzten Gesicht, und die Schweißringe unter seinen Armen haben sich zu einem einzigen Fleck verschmolzen. Als wäre das nicht Ansporn genug, um schleunigst mit der nächsten Kiste im Haus zu verschwinden, zeichnen sich unter dem halbtransparenten Stoff auch noch seine haarigen Nippel ab.

Ich schüttele mich.

»Kannst du noch lahmarschiger eine Treppe herunterkommen?!«, zischt er zur Begrüßung. »Du bleibst jetzt hier und lädst den Bus aus, verstanden? Deine Mutter und ich tragen die Kisten hoch.«

Ich gebe mir größte Mühe, nicht erfreut über diesen Vorschlag zu wirken, damit er nicht merkt, was für einen riesigen Gefallen er mir tut. Leider dauert diese unerwartete Glückssträhne nur fünf Minuten. Daniel und meine Mutter sind gerade wieder im Haus verschwunden, als die Bomberjacken sich doch noch dazu entscheiden, etwas gegen den Kleinbus im Parkverbot zu unternehmen.

Ich stelle gerade eine Kiste vor der Treppe ab, als die zwei Kerle ihre Schatten über mich werfen. Beide haben unscheinbare, teigige Gesichter und so kurze Haare, dass ihre fettige Kopfhaut darunter hervorschimmert.

»Der Bus muss da jetzt weg«, beschließt der Erste. Seine dichte Monobraue verleiht ihm einen finsternen Ausdruck.

Der andere kann sich ein Grinsen kaum verkneifen.

Ich seufze innerlich. Natürlich kommen unsere selbst ernannten *Heimatschützer und Traditionsbewahrer* erst dann auf die Idee, ihren Parkplatz vor einem Umzugswagen zu verteidigen, als der Hundertfünzigkilobesitzer im Haus verschwunden ist und nur eine humpelnde junge Frau zurückgelassen hat.

Ich möchte den Kerl beschwichtigend anlächeln, schaffe es jedoch nur, meine Lippen über die Zähne hochzuziehen. »In zwanzig Minuten sind wir fertig.«

Bomberjacke verschränkt seine Arme vor der Brust. »In zwanzig Minuten steht längst ein Abschleppwagen hier. Fahr *jetzt* weg.«

Nummer zwei grunzt amüsiert.

Bestimmt haben sie gesehen, dass nicht ich hinterm Steuer saß, als wir angekommen sind. Es geht ihnen überhaupt nicht um das Auto oder den Parkplatz. Es geht ihnen darum, mich klein zu machen. *Wollt ihr nicht doch lieber auf meinen Onkel warten? Eure fa-schistischen Ansichten würden sich glänzend verstehen.*

»Da hinten ist noch ein Parkplatz frei«, bietet Monobraue hilfsbereit an und deutet mit dem Kinn zur anderen Straßenseite. Neben der bunt besprühten Bushaltestelle befindet sich eine schmale Spur, auf die sich eng geparkte Autos quetschen. Nur eine Lücke ist frei, die mit sehr viel Glück genügend Platz für den ausladenden Hintern eines Kleinbusses bietet. Ein großes Auto und eine kleine Frau. Die Bomberjacken wittern bereits das Vergnügen.

Plötzlich spannt ein merkwürdiges Gefühl an meinem Mund. Ich benötige einen Moment, um es als ein breites Grinsen zu identifizieren. »Dann geht besser aus dem Weg, sonst passiert noch ein Unglück.«

Überraschung flackert über die Gesichter der beiden Kerle, als ich den Kofferraum vor ihren Nasen zuknalle und zur Fahrtür marschiere. Ich kann ihre Reaktion gut nachvollziehen, denn ich bin mir selbst nicht sicher, was genau ich eigentlich vorhabe. Ohne

einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, rutsche ich hinter Lenkrad und höre kurz darauf das Aufheulen des Motors.

Meine Hand schließt sich um den Schalthebel, rührt ihn einmal im Kreis und legt den Rückwärtsgang ein. Kaum spüre ich das Gaspedal unter meinem Fuß, saust der Wagen schon auf die Straße. Vielleicht einen Hauch zu nah an den Bomberjacken vorbei, denn beide springen auf den Bürgersteig zurück und starren mir mit aufgerissenen Mäulern nach.

Der Rest ist einfacher, als ich dachte. Der Wagen gleitet rückwärts in die Parklücke hinein, und das Lenkrad unter meinen Fingern dreht die Reifen gerade. Mehrere Sekunden lang starre ich abwechselnd auf beide Seitenspiegel, weil ich es selbst nicht fassen kann, keine einzige Korrektur vornehmen zu müssen. Oder nicht mit Vollgas in die Bushaltestelle hinter mir gebrettert zu sein.

Ich will gerade die Tür aufschwingen, als ein lautes Hupen mich zurückhält, und ein Linienbus dicht an meiner Fensterscheibe vorbeibraust. Als ich aussteige, sind die Bomberjacken verschwunden.

»WAS ZUM TEUFEL FÄLLT DIR EIN?!«

Dafür ist Daniel wieder da.

Er wuchtet seinen Körper auf die andere Straßenseite, inspiziert im Vorbeigehen seine Stoßstange und versetzt mir mit der flachen Hand einen Stoß gegen die Brust. Ich falle gegen die Seitenwand des Busses und bin gerade dabei, die Plastikteile in meiner Hüfte zu einem Gegenschlag zu motivieren, als sich eine Pusteblyme zwischen uns stellt.

»Daniel, bitte nicht!« Mama hält beide Hände beschwichtigend in die Höhe.

Er verpasst ihr eine so schallende Ohrfeige, dass ihre blonden Haare herumfliegen. »Du Luder! Dankst du mir so meine Hilfsbereitschaft?!«

Plötzlich klatscht etwas in sein speckiges Gesicht. Ich kann den

Abdruck des Schlüsselbunds noch immer in meiner Handfläche fühlen. Schützend stelle ich mich vor meine Mutter. »Wenn du sie noch einmal anfasst, rufe ich die Bullen.«

Er versetzt mir einen weiteren Stoß, doch diesmal halte ich seinem Angriff stand. Kurz ringen unsere Blicke miteinander, dann hebt er die Schlüssel vom Boden auf und steigt mit selbstgerechter Miene in den Bus, als könnte er uns nichts Schlimmeres antun. »Das habt ihr jetzt davon!«, keift er mit stolzgeblähter Brust. »Nun werden die Damen ihren Mist selbst die Treppe hochtragen müssen! Kommt bloß nicht wieder bettelnd bei mir angekrochen!«

»Daniel!«, ruft meine Mutter.

Ich bleibe vor ihr stehen, bis sich der Kleinbus aus der Parklücke manövriert hat und mit einer braunen Abgaswolke die Straße hinabdonnert.

»Hast du das gesehen?«, dringt eine amüsierte Stimme aus meinem Mund. »Der Penner brauchte drei Anläufe, um aus der Lücke zu kommen.«

Mama wirft mir einen entgeisterten Blick zu. »Da waren noch unsere Sachen drin.«

Ein überwältigendes Grinsen breitet sich auf meinem Gesicht aus. Vielleicht sollte ich mich schlecht fühlen, wegen des Streits mit meinem Onkel, wegen seiner Handgreiflichkeit oder wegen der letzten Kisten im Kofferraum. Doch alles, was ich spüre, ist die brennende Erleichterung, ihn los zu sein.

Mein Blick fällt auf das Wohnhaus auf dem Hügel. Trotz der Hakenkreuze und verwilderten Sträucher, ja trotz einer Außentreppe, die jede Stufe einzeln in meine Hüfte meißeilt, habe ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder das Gefühl, endlich – *endlich!* – wieder zu Hause zu sein.

Ich kriege das hin, denke ich plötzlich. Ich habe einen Unfall überlebt, eine zerschmetterte Hüfte, ein Koma, selbst einen sadis-

tischen Widerling, der andere Leute in den Boden stampft, um sich selbst groß zu fühlen. Jetzt gibt es nichts mehr, das sich meinem Neuanfang in die Quere stellen könnte.

Jedenfalls nichts mehr, woran du dich erinnerst, fügt eine leise Stimme in mir hinzu.

Ich schlucke.

Höchste Zeit, die restlichen Sachen reinzutragen.

Zum Glück stellt sich heraus, dass ich fast alle Kartons abgeladen hatte. Allerdings bedeutet das auch, dass wir fast alle Kartons vierzig Stufen hinauf schleppen müssen. Mama bietet an, dass sie den Treppenteil übernimmt, doch die Hakenkreuze an der Bushaltestelle spornen mich an, unsere spärlichen Besitztümer lieber rasch reinzubringen, bevor noch mehr Parkplatzwächter auftauchen können.

Bei der letzten Kiste zittern meine Beine so sehr, dass ich es unmöglich verbergen kann. Jeder einzelne Schritt bis zur Tür feuert von meinen Lenden hinauf in meine verkrampften Schultern und spießt sich durch meine Halsmuskeln.

Ich stolpere in die Wohnung und lasse die Kiste versehentlich auf den Boden fallen. Etwas zerbricht, aber ich habe keine Zeit mehr, um nachzusehen. Meine Hand stößt gegen die Badezimmertür, und meine Knie geben genau in dem Augenblick nach, als ich meine Hände ums Waschbecken kralle. So leise wie möglich würge ich über dem Abfluss.

»Rena?« Mama kommt nicht herein, was diesmal nicht an ihrer Unsicherheit liegt, sondern vielmehr daran, dass sie dafür zwischen meinen Beinen hindurchkriechen müsste.

»Alles gut, mach dir keine Sorgen.« Zitternd wische ich über meinen Mund. Ein Blick in den Spiegel zeigt mir, dass ich so weiß wie die frisch gestrichenen Wände hinter mir bin.

»Wenn wir nur deine Tabletten geholt hätten«, sagt sie besorgt.

Ich möchte sie beruhigen, doch im selben Augenblick dreht sich alles vor mir. Meine Mutter verwischt zu einem undeutlichen Fleck, als würde jemand an den Linsen in meinen Augen drehen. Nur mit Mühe stelle ich sie wieder scharf. »Es geht gleich wieder. Ich hau mich ein paar Minuten aufs Ohr.«

Leider ist das nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt habe. Ich muss mich an der Wand entlangtasten, um nicht der Länge nach in den Flur zu knallen, und dabei so tun, als würde ich die krampfhaft verknoteten Hände meiner Mutter nicht sehen. Als ich es endlich in mein neues Zimmer geschafft habe und meine unbeschwerte Maske wie trockener Gips von meinem Gesicht bröseln, stehe ich vor einem anderen Problem. Einem ziemlich voll beladenen. So wie es aussieht, hat Daniel doch das letzte Wort heute: Alle Kisten, die er getragen hat, stapeln sich auf meinem neuen Bett.

Am liebsten würde ich mich auf den nackten Boden werfen. Doch dann schießt ein Bild durch meinen Kopf, ein so wunderbares, dass ich vor Freude auflache. Ein hässliches Sofa aus den Achtzigern!

Ich humple auf den Balkon und lasse mich der Länge nach auf das Sofa fallen. Die Erleichterung in meiner Hüfte ist so überwältigend, dass ich in die Polster beiße und glücklich hineinstöhne. Der Geruch nach altem Stoff, grüner Luft und noch etwas anderen, etwas angenehm Vertrautem füllt meine Nase. Meine Finger graben sich tief in den bunten Bezug.

Langsam aber sicher lösen sich meine verkrampften Muskeln. Ein Windspiel klimpert in der Ecke, und das Rauschen der Bäume ringsum scheint zu flüstern: *Lass los, ruh dich aus, du hast es verdient*. Ehe ich einwenden kann, dass jemand die Kartons auspacken muss, reißt mich der Schlaf aus meinem Bewusstsein.

Diesmal träume ich nicht.

Es fühlt sich bloß nach Sekunden an, in denen ich weg war, doch als ich aufwache, brennt sich eine blutrote Sonne durch die Spalten

im Geländer und fällt in orangefarbenen Streifen über meinen Körper. Die Übelkeit von vorhin ist verschwunden, und die stechenden Glassplitter in meinem Rücken sind wieder zu Muskelsträngen verschmolzen. Nur sehr langsam wird mir bewusst, dass mich etwas aufgeweckt hat.

Musik. Blecherne Radiomusik, die in den Boxen kracht. Offenbar kann sich jemand nicht für einen Sender entscheiden, denn Pophits werden von Schlagern und schließlich Operngesang abgewechselt. Noch etwas anderes dringt durch den Lärm. Zuerst halte ich es für eine merkwürdige Art von Backgroundgesang, dann schraubt sich der Ton höher und reißt abrupt wieder ab. Es ist die Stimme einer Frau.

Ich stütze mich auf die Unterarme, um zum nächsten Balkon hinüberzusehen. Er ist mit einer Sichtschutzwand von unserem abgetrennt, doch es hört sich nicht so an, als käme die Musik von dort. Mein Blick gleitet hinauf zur Decke, die eigentlich der Boden eines weiteren Balkons direkt über mir ist. Den Geräuschen nach reißt oben eine Tür auf.

»Hör auf! Sei endlich still!«, ruft die Frau.

Das Radio wird schlagartig abgedreht.

Ich höre ihre Schluchzer, dann ein Krachen der Tür. Mehrere Sekunden lang sitze ich mit pochendem Herzen da und lausche hinauf.

Plötzlich bewegt sich etwas über mir. Ein ausgelatschter Sneaker, dicht gefolgt von einem zweiten, erscheint an der Brüstung des oberen Balkons. Zwei lange Beine baumeln zu mir herab, die in so löchrigen Jeans stecken, dass die Knie praktisch nackt sind. Mit einem gezielten Satz landen die Füße auf meinem Geländer, genau auf den beiden abgewetzten Stellen, die mir am Nachmittag aufgefallen sind.

Ich folge den Hosenbeinen nach oben zu einem Streifen knall-

roter Boxershorts. Darüber entblößt sich ein flacher Bauch, der sofort von einem nachrutschenden T-Shirt bedeckt wird. Als Letztes bückt sich ein dunkler Haarschopf unter der Kante hindurch.

»Was soll das werden?«, frage ich überrascht.

Der Kerl ignoriert mich, obwohl ich direkt vor ihm sitze.

Wie ein überdimensionaler Frosch kauert er sich auf mein Balkongeländer, so als würde er sich jeden Moment mit den Füßen abstoßen und einfach auf mich draufhüpfen. Was bei seinem Gewicht ziemlich schmerzhaft enden könnte.

»Hey!« Erschrocken schießt mein Finger nach vorne und pikst in seine Brust. »Pass gefälligst auf!«

Sein Gesicht schnell so plötzlich hoch, als hätte ich ihm einen Schlag in die Magengrube verpasst. Für eine Sekunde weiten sich seine Augen, gerade lange genug, um mir klarzumachen, dass etwas mit ihnen nicht stimmt. Mir bleibt keine Zeit, um herauszufinden, was es ist, denn im nächsten Moment verliert er das Gleichgewicht und fällt von meinem Balkon.

Ich vermiete dir mein Sofa

Einen Moment lang bin ich wie erstarrt, dann beuge ich mich so weit über die Balkonbrüstung, wie meine Plastikhüfte es zulässt. Der Kerl kann nicht sonderlich tief gefallen sein, immerhin befindet sich unsere Wohnung im Parterre, und nur ein paar Kellerfenster blitzen zwischen dem dichten Gestrüpp hervor. Trotzdem ist keine Spur von ihm zu sehen, da unten rührt sich nicht mal ein Blatt.

»Hey! Lebst du noch?!«

Keine Antwort.

O Gott, lass mich nicht schon am ersten Tag einen Nachbarn auf dem Gewissen haben!

»Hör zu, ich kann nicht zu dir runterkommen, also sag bitte was!«

Ein Windspiel klimpert in der Ecke. Es sind aufgefädelte Kronkorken, die in der roten Abendsonne blitzen. Ein paar der durchsichtigen Nylonschnüre wehen wie lose Spinnenfäden im Wind, als hätte man einen Teil davon abgerissen. Von dem Typ ist kein Ton zu hören.

Shit.

Verzweifelt blicke ich über meine Schulter und suche im staubigen Küchenfenster nach einer Lösung. Drinnen brennt nirgendwo eine Lampe, was bedeuten muss, dass meine Mutter bereits schläft. Obwohl das keinen Unterschied macht. Ich kann nicht zu ihr reingehen, an ihren schmalen Schultern rütteln und sie darum bitten, einen wildfremden Kerl in den Büschen vor unserem Haus zu suchen. Für sie ist es noch schwieriger, da runterzugehen als für mich, wenn auch aus völlig anderen Gründen.

Mein Kopf dreht sich zurück nach unten.

Ich versuche abzuschätzen, wie lange ich durch die Wohnung, rund um das Haus und durch all die Sträucher brauche, um ihn zu erreichen. Wenn das Buschwerk tatsächlich so tief ist, um jemanden

in seiner Größe zu verschlucken, bleibe ich vermutlich auf halbem Weg stecken und muss selbst gerettet werden.

Aber habe ich eine andere Wahl?

Die Balkone des Hauses sind verlassen, selbst aus der Wohnung über mir ist jetzt nichts mehr zu hören. In unserem alten Wohnhaus hätte ich bei den Nachbarn geklingelt, doch die Hakenkreuze im Flur lassen diese Option nicht besonders attraktiv erscheinen. Gegen meinen Willen tauchen Worte wie *Schädelbasisfraktur* und *Gehirnerschütterung* in meinem Kopf auf. Mir bleibt nichts anderes übrig, als selbst nach dem Kerl zu sehen. Oder bei dem Versuch erbärmlich abzustürzen.

»Verdammt«, murmle ich.

Vor einem Jahr hätte ich mich einfach über den Balkon geschwungen, jetzt beiße ich auf meine Unterlippe und rutsche vorsichtig übers Geländer. Für einige Sekunden bleibe ich wie eine schlechte Planking-Imitation darauf liegen, dann gleitet mein Bein über die Kante hinweg und zieht meinen Körper langsam hinterher.

Das dichte Gebüsch streift meine Schuhsohlen.

Viel mehr als ein Meter kann es nicht zum Boden sein, aber wenn ich unglücklich lande, spielt das auch keine Rolle mehr. Ich sehe mich bereits fallen, während mein Knöchel von Ästen und Ranken umschlungen ist, spüre das Brechen meiner Knochen und habe augenblicklich den Geruch von Desinfektionsmittel in der Nase. Kalter Schweiß bricht mir aus.

»Wenn du dir nicht mindestens den Hals gebrochen hast, drehe ich ihn dir höchstpersönlich um!«, zische ich zu den Brennesseln. Es ist mehr ein Kampfschrei als eine ernst gemeinte Drohung, ein Schlachtruf an all meine Körperteile, keinen Schmerz zu spüren und ihre Pflicht zu erfüllen.

Ich lasse das Geländer los.

Meine Schuhe gleiten durch die Blätter und landen einen Sekun-

denbruchteil später auf verwurzelttem Boden. Zu meinem absoluten Erstaunen stehe ich noch auf beiden Füßen und kann mein Glück kaum fassen. Dann, mit einem Herzschlag Verspätung, rollt eine Lawine an Schmerz über mich hinweg, reißt den Atem von meinen Lippen und zwingt mich in die Knie. Meine Hände schlagen sich in den Dreck.

Es würgt mich, doch es befindet sich nichts in meinem Magen, das ich noch loswerden könnte. Eine Weile kauere ich so im Gestrüpp, pumpe Sauerstoff in meine verkrampften Lungen und unterziehe meinen Körper einer inneren Untersuchung. Das Stechen in meiner Hüfte reicht aus, um mir Magensäure in den Hals zu treiben, aber es ebbt allmählich wieder ab.

»Wo steckst du?«, presse ich hervor. Mit zitternden Fingern taste ich mich durchs Blätterwerk und stoße gegen etwas Weiches. Ich drücke ein paar Zweige weg und entdecke den Kerl vor mir auf dem Boden.

Er liegt reglos auf dem Rücken, die langen Arme und Beine wie ein Seestern von sich gestreckt. Seine Haut schimmert so blass wie meine, als hätte auch er den Sommer eingesperrt in einem Zimmer verbracht, doch seine Haare glänzen wie dunkle Schokolade. Ein paar Strähnen reichen ihm bis zur Nasenspitze, weshalb ich seine Augen zuletzt bemerke.

Sie stehen offen. Und starren hinauf in die Blätter.

Ein grüngesprenkeltes Auge und ein hellblaues.

Heterochromie. Der Fachbegriff schießt durch meinen Kopf, als würden meine Gedanken mich von der Tatsache ablenken wollen, dass offene Augen und ein regloser Körper selten etwas Gutes bedeuten.

Zögernd sinkt meine Hand auf seine Brust. Ich stelle mir das schwarze Kreuz auf einer Schatzkarte vor, eine Markierung, unter der ich keine Goldmünzen zu finden hoffe, sondern nur einen

Herzschlag. Doch bevor ich ein Lebenszeichen ausgraben kann, passieren zwei Dinge gleichzeitig. Ein Stromschlag jagt durch mich hindurch, als hätte ich meine Hand in ein Wasserbecken voller Zitteraale getaucht. Im selben Moment dreht er sein Gesicht zu mir.

»Du bist wach?!« Meine Finger zucken zurück.

Sein ungleicher Blick durchbohrt mich. Ohne mich aus den Augen zu lassen, setzt er sich langsam auf. Ich widerstehe dem Impuls, meinen Hals nach einem zweiten Kopf abzutasten, oder was auch immer er an meinem Anblick so faszinierend findet. Erst als ich meine Augenbrauen hochziehe, scheint ihm sein Starren bewusst zu werden. Er wendet den Blick ab und betrachtet seine Hände, als wolle er sie auf Verletzungen überprüfen, aber außer ein paar zerquetschten Blättern und etwas krümeliger Erde klebt nichts daran.

Wieso sagt er nichts? Sicherheitshalber checke ich seinen strubbeligen Hinterkopf, doch auch da ist alles in Ordnung. Es klafft weder ein Loch in seinem Schädel, noch rinnt Blut über seinen Nacken. Und da er mir bisher nicht vor die Füße gekotzt hat, wage ich zu hoffen, dass er auch keine Gehirnerschütterung hat.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?«, versuche ich es nochmals.

Plötzlich huscht ein Leuchten über sein Gesicht, als wäre ihm eine Sicherung durchgebrannt und er hätte nur eine Weile benötigt, um sie zu überbrücken. Ein merkwürdiges Grinsen wächst auf seinem Mund, das ich beim besten Willen nicht deuten kann. Einige Augenblicke lang halte ich jede Reaktion für möglich: Er könnte mir an die Gurgel springen oder mich genauso gut in eine leidenschaftliche Umarmung reißen. Doch er tut keines von beidem. Stattdessen atmet er sehr tief ein, als hätte er minutenlang die Luft angehalten.

»So wie es aussieht, lebe ich noch«, antwortet er mit einer unerwartet tiefen Stimme. Seine blasse, glatte Haut verleiht ihm etwas Jungenhaftes, doch er klingt wie ein erwachsener Mann. Er dürfte in meinem Alter sein.

Die Erleichterung, meinen neuen Nachbar doch nicht ermordet zu haben, ist leider nur von kurzer Dauer. Denn im selben Augenblick wird mir klar, dass der Penner auf meine allererste Frage geantwortet hat. Die ich ihm gestellt habe, bevor ich mich hier runterquälen musste.

Ich schnappe nach Luft. »Warst du etwa die ganze Zeit –«

Er hält seine Hände hoch und schneidet mir das Wort ab. »Willst du nicht zuerst wissen, wer ich bin, bevor du mir die Augen auskratzt?«

»Nein«, fauche ich.

Ein amüsiertes Lächeln zuckt um seinen Mund. »Ich heiße Kick.«

»Kick?«, wiederhole ich spöttisch. »Wie in: Es verschafft dir einen Kick, unerlaubt von fremden Balkonen herunterzufallen? Auf keine Rufe zu reagieren, mich in dieses Drecksloch zu locken und dann die Unverschämtheit zu besitzen, dir nicht mal den Schädel eingeschlagen zu haben?«

Sein Lächeln wird noch breiter. »Kick ist mein Nachname.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Und wie heißt du davor? Oder soll ich dich vielleicht siezen, während ich dir die Leviten lese?«

»Wenn ich dir meinen Vornamen verrate, muss ich dich leider umbringen.«

»Mich umzubringen ist nicht so einfach, wie es aussieht«, erwidere ich zähneknirschend. Mir ist vollkommen klar, dass ich mit meiner hellen Haut und den dünnen Armen, die ich von meiner Mutter geerbt habe, in den Augen anderer Leute ebenfalls wie eine Pusteblume aussehe. Aber wenn man mich umtritt, weiß ich mich zu wehren. Ich habe Dornen.

»Verrätst du mir deinen Namen?« Sein ungleicher Blick springt in meinem Gesicht hin und her, als würde er es kartographieren. Milchiges Blau, wie der Himmel an einem sehr frühen Morgen, und gespenkeltes Grün, wie eine Wiese kurz nach der Schneeschmelze.

Die Farben seiner Augen sind für sich genommen schön, doch nebeneinander verleihen sie ihm etwas Durchdringendes. Als könnte er in mich hineinsehen.

Ich rücke ein Stück von ihm ab. »Eigentlich will ich nur zurück auf mein Sofa.«

»Renate's neues Sofa«, erwidert er amüsiert.

Mein Herz hüpf. »Woher weißt du, wie ich heiße?!«

Er zuckt mit den Schultern. »Deine Mutter hat dich so gerufen, als ihr die Kisten reingeschleppt habt.«

»Meine Mutter nennt mich höchstens Renate, wenn ich sie nicht hören kann«, stelle ich klar. »Und dir rate ich das auch, falls du lebend aus diesem Busch rauskommen willst. Ich bin Rena, okay?«

»Rena...«, wiederholt er andächtig, als würde er den Klang meines Namens ausprobieren.

Der Typ ist mir unheimlich. Mit seinem punkigen Haarschnitt, der vorne lang und im Nacken kurz ist, wirkt er zwar nicht wie jemand, der Hakenkreuze in den Flur schmiert, trotzdem ist mir sein Interesse eine Spur zu intensiv. Vielleicht liegt es an seinen komischen Augen, aber ich werde das Gefühl nicht los, seinen Blick an mir kleben zu haben. Besser, ich beende unser kleines Rendezvous.

»Ich würde gerne noch länger mit dir im Dreck hocken und mir ein paar Zecken einfangen«, erkläre ich ihm. »Aber die Sonne geht unter, und ich möchte es vor Anbruch der Nacht zurück auf den Balkon schaffen.« *Also verzieh dich, damit ich meinen steifen Hintern ungestört übers Gelände wuchten kann.*

Ohne seine Antwort abzuwarten, drücke ich meine Finger in die Erde und stoße mich vom Boden ab. Leider ist meine Hüfte mit der plötzlichen Bewegung nicht einverstanden und feuert einen Warnschuss in meinen Rücken ab. Ich werfe die Arme aus, um mich irgendwo festzuhalten, bevor meine Beine wegnicken können, und kralle mich ausgerechnet in schwarzem Stoff fest.

Einem schwarzen T-Shirt, um genau zu sein.

Dessen Träger in Lichtgeschwindigkeit aufgestanden sein muss, um jetzt über mir zu ragen und auf mich herabzugrinsen. So viel muss ich dem Kerl lassen, er hat ausgezeichnete Reflexe.

Er blickt mir tief in die Augen. »Du bist ...«

Ich schlucke.

»... viel kleiner als ich dachte«, beendet er den Satz. »Darf man mit deiner Größe überhaupt Auto fahren?«

Ich stoße ihn von mir. »Das nächste Mal lande ich auf deinem Kopf!«

Sein tiefes Lachen rollt über mich hinweg.

Mit geballten Fäusten drehe ich mich zum Balkon. Die untere Kante beginnt bei meinem Bauchnabel, was bedeutet, dass ich meinen Fuß irgendwie dort hinauf befördern muss. Noch einmal wäge ich den langen Weg ums Haus ab, doch von hier unten wirkt das Gestrüpp noch undurchdringlicher. Zurück übers Geländer zu klettern, bleibt meine einzige Option. Ich wünschte nur, ich hätte dabei keinen grinsenden Zuschauer.

Er bemerkt mein Zögern. »Alles okay?«

»Sportverletzung«, sprudelt es aus meinem Mund. Ich will nicht dem erstbesten Kerl, dem ich nach sechs Monaten Zwangszölibat begegne, von meiner künstlichen Hüfte erzählen. Leute, die Probleme mit rhythmischen Bewegungen haben, klingen nicht besonders sexy. Was nicht bedeutet, dass er mich sexy finden soll, verdammt nochmal!

»Soll ich dir helfen?«

»Das wäre echt super. Leg dich einfach hier auf den Boden«, schlage ich vor. »Falls was schiefeht, falle ich wenigstens weich.«

Sein Grinsen fängt Feuer. »Du musst nicht extra auf einen Balkon klettern, um dich auf mich zu werfen. Wir könnten drüber verhandeln.«

Ich funkle ihn an. »Kannst du bitte einen Schritt zurückgehen? Dein Ego nimmt mir den Platz weg.«

Er weicht zurück und breitet seine Arme in einer Geste aus, die wohl heißen soll: *Das Gebüsch gehört ganz und gar dir*. Sein amüsiertes Blick bleibt unnachgiebig auf mir haften.

Ich kralle mich an die Außenseite des Balkons. Auch wenn ich diesen Kerl überhaupt nicht kenne, glüht in mir das Verlangen auf, mich locker leicht über das Gelände hochzuschwingen und oben triumphierend meine Haare in den Nacken zu werfen. Leider klebt mir jetzt schon der Schweiß unter den Achseln.

Vergiss ihn endlich und bring es hinter dich!

Entschlossen quetsche ich meinen Fuß in eine Spalte des Geländers. Obwohl ich keine Kraft in mein Bein lege, ächzt meine Hüfte wie eine alte Holztür. Mir wird nur ein einziger Versuch bleiben, um mich nach oben zu ziehen, und wenn er misslingt, kann ich die Nacht auf einem Ameisenhügel verbringen. *Oder schlimmer noch*, denke ich mit einem verstohlenen Blick zurück.

Mit zusammengebissenen Zähnen stoße ich mich vom Boden ab. Der Schwung reicht aus, um die obere Kante der Brüstung zu packen, doch kaum halte ich mich fest, spießen sich zwei glühende Lanzen durch meine Pobacken und lähmen meine Beine. Kurz bevor ich abstürze, schafft es nur ein einziger Gedanke durch meinen Kopf: *Bloß nicht wieder ins Krankenhaus!*

Aber dann geschieht etwas, womit ich nicht gerechnet habe.

Plötzlich lässt der Schmerz in meinem Rücken nach, und das Gefühl strömt zurück in meine Beine. Bedauerlicherweise handelt es sich nicht um ein spontanes Heilungswunder, sondern um einen Kerl, der ungefragt hinter mich geklettert ist und mich mit seinem Körper abstützt.

Meine Gehirnhälften streiten miteinander, ob sie ihm dafür dankbar sein oder ihm einen Ellbogen in den Magen rammen sol-

len. Sie einigen sich darauf, dass der Ellbogen noch Zeit hat, bis ich sicher auf der anderen Seite des Balkons angekommen bin.

»Das wäre nicht nötig gewesen«, blaffe ich.

»Weiß ich«, haucht Kick in meine Haare. »Ich hatte Mitleid mit den Pflanzen, die du erschlagen hättest.«

Als wäre das nicht genug, hilft er mir auch noch über die Brüstung, indem er nacheinander meine Beine hochhebt und mir hinterherklettert. Zu seinem Glück fühlt es sich nicht so an, als würde er mich bloß betatschen wollen. Er kommentiert sein Vorgehen mit keinem Wort, nicht mal mit einem anzüglichen Grinsen, und in mir keimt die beklemmende Vorahnung auf, dass er vielleicht einfach nur nett ist.

Na toll. Jetzt fühle ich mich nicht nur hilfsbedürftig, sondern auch noch undankbar. Mit brennenden Wangen humple ich zum Sofa und falle vornüber auf die Polster. Eine Staubwolke wirbelt auf und kitzelt meine Nase, aber ich gebe mich nicht der Erniedrigung hin, wegen eines lächerlichen Staubkorns niesen zu müssen.

»Brauchst du ein Kissen?«, fragt Kick.

Ich murmle in den Stoff, ohne mein Gesicht zu heben. »Du bist immer noch da?«

Kick macht ein Geräusch, das ich nicht einordnen kann, also schiele ich heimlich zwischen meinen Haaren hindurch. Er kniet vor dem Sofa und zieht eine Schublade auf, die mir noch nicht aufgefallen ist. Darin liegen grässlich bunt bestickte Kissen, von denen keines zum anderen passt. Ein sonnengelbes mit Bommeln wird vor meine Nase gedrückt.

»Hier, das passt zu dir.«

Ich stopfe es unter meinen Nacken, um wieder freie Sicht zu haben. »Wieso?«

»Es leuchtet.« Er setzt sich einfach so zu mir, ohne vorher zu fragen. Sein Gewicht drückt eine Delle ins Polster, und meine Füße

rutschen an seinen warmen Rücken, bevor ich sie aufhalten kann. Rasch ziehe ich sie zurück. »Ehrlich«, fügt er hinzu. »Deine Beine blenden mich. Wirst du jemals braun?«

»Du kennst dich hier verdammt gut aus«, knurre ich. »Ein bisschen zu gut für eine fremde Wohnung, findest du nicht?«

Er lächelt zu mir herab. »Ich kenne diesen Balkon besser als mein Schlafzimmer. Der gute alte Parzi ließ mich hier draußen pennen, wenn ich es drinnen nicht mehr ausgehalten habe.«

Ich verenge meine Augen. »Ist das unser Vormieter?«

Er nickt. »Das Sofa habe ich selber besorgt. Eigentlich habe ich alles besorgt, was hier so rumsteht.«

Mein Blick schweift über das Sammelsurium an Möbeln, die alle unmöglich zusammenpassen und dennoch ein reizvolles Bild aus Gegensätzen schaffen. *Wie seine ungleichen Augen.* Ich schüttle den Gedanken aus meinem Kopf.

»Ich wohne mit meiner Mutter hier«, antworte ich vorsichtig. Was auf eine nette Art heißen soll: *Du kannst das Herumlungern auf diesem Balkon in Zukunft vergessen.*

Sein Tonfall wird so gleichgültig, dass ich augenblicklich weiß, wie viel ihm der Plunder bedeutet. »Willst du das Zeug wegwerfen?«

Ich denke einen Moment darüber nach. »Wir haben keine Möbel mitgebracht. Wenn du sie nicht zurückhaben willst, können wir sie gebrauchen.«

Kick starrt auf die Unterseite seines Balkons. »Oben steht schon überall der Mist meiner Eltern rum.«

»Bist du hier im Haus aufgewachsen?«

Sein hellblaues Auge schielt zu mir. »Ich wurde sogar hier geboren. Meine Mutter rief schon das zweite Taxi, als ich mich entschloss, der Warterei ein Ende zu setzen und gleich zu kommen. Wenn du magst, gebe ich dir mal eine Hausführung.«

Phantastisch. Er ist wirklich nett. Jetzt fühle ich mich auch noch mies, weil ich so bissig war. Dabei konnte er ja nicht wissen, dass ich ein Ersatzteil in meinem Körper verbaut habe. Wer weiß, vor einem Jahr hätte ich unser Buschtreffen vielleicht sogar ganz lustig gefunden. Ich entschieße mich, ein bisschen freundlicher zu sein.

»War mein Vermieter lange hier?«, überlege ich laut. *Oder wurde er von ein paar zwielichtigen Gestalten im Keller abgestochen?*

Kick kratzt sich am Hals. »Wohl nicht so lange, wie er geplant hatte.«

Shit. Das mit dem Keller hatte ich nicht ernst gemeint.

»Was soll das heißen?«

»Na ja, die Augenzeugen haben die Geschichte etwas ausgeschmückt. Offenbar wollte er eines Tages einen Ausflug an der frischen Luft unternehmen. Dabei kam ihm wohl eine Katze in die Quere. Er versuchte, ihr auszuweichen, hat das Gleichgewicht verloren und sich das Genick gebrochen.«

»Im Ernst?«

»Es ging schnell«, erwidert Kick. »Er hat nicht gelitten.«

»Das macht es nicht besser«, erwidere ich mit einem mulmigen Ziehen im Magen. Nach mehreren Wochen auf Krücken weiß ich haargenau, was für ein scheußliches Gefühl es ist, plötzlich das Gleichgewicht zu verlieren und sich schon den Hals brechen zu sehen. Obwohl ich den alten Mann nicht kenne, habe ich Mitleid mit ihm.

Kick zuckt mit den Schultern. »Es gibt schlimmere Arten abzutreten, findest du nicht? Sich für eine Katze zu opfern zeigt doch, dass er ein gutes Herz hatte.«

»Du mochtest ihn«, stelle ich fest.

Ein schiefes Lächeln zieht an seinem Mund. »Der Alte war ein totaler Spinner. Hat mit seinen Topfpflanzen geredet und ihnen die Namen seiner Großtanten verpasst. Die da drüben hieß Juliane.« Er

deutet auf die verschrumpelten Überreste eines Kaktus, der auf der Glasvitrine steht.

Ich will mich gerade nach dem Namen der vertrockneten Orchidee vor dem Küchenfenster erkundigen, als mich ein Geräusch von oben unterbricht. Jemand reißt die Balkontür auf und schimpft heraus. Es ist die weibliche Stimme von vorhin, doch diesmal mischt sich noch das Gebrüll eines Mannes hinzu.

Das müssen Kicks Eltern sein.

Kick springt vom Sofa, als hätte sich eine Stahlfeder in seinen Allerwertesten gebohrt. »Wir sehen uns.«

»Äh«, stoße ich hervor. Doch ehe ich Gelegenheit finde, diesen rhetorischen Höhepunkt weiter auszuformulieren, klettert Kick schon auf mein Geländer.

»D-das«, stottere ich überrumpelt, »ist keine öffentliche Leiter!«

Er muss sich unter den oberen Balkon ducken, um mich nochmal ansehen zu können. Hinter ihm verschmilzt die Sonne mit dem Horizont und färbt seine Züge orangerot. »Das sehe ich genauso. Lass keinen anderen hier hoch.«

Kaum verschwindet sein Kopf, wird das Radio aufgedreht, und die Sendersuche geht von vorne los. Beim besten Willen kann ich mir nicht vorstellen, dass sich jemand bei diesem Lärm entspannen kann, doch das ist vielleicht auch gar nicht die Absicht. Für mich hört es sich eher so an, als wollten Kicks Eltern ihren Streit vor den Nachbarn kaschieren.

Kicks Beine baumeln bereits in der Luft, als plötzlich Schritte über meinen Kopf hinwegtrampeln und ein Mann über den Innenhof brüllt: »JETZT REICHT ES!«

Plötzlich fliegt etwas von oben herab. Es ist ein kleines Radio, das in hohem Bogen über den verfilzten Hof saust und geräuschlos in den Büschen landet. Die Musik verstummt schlagartig.

Jemand knallt so heftig eine Tür zu, dass ich zusammenzucke.

Kick lässt seinen Halt oben los und landet wieder auf meinem Balkongeländer. Von meiner Position aus kann ich sein Gesicht nicht sehen, doch alles an seiner Haltung verrät mir, dass er vollkommen erstarrt ist.

Ich verstehe seine Reaktion nur zu gut. Zwar habe ich keinen Blick auf seine Eltern werfen können, trotzdem tragen beide in meiner Vorstellung dasselbe Gesicht. Nämlich das eines Onkels, der sich nur wohlfühlt, wenn andere in seiner Gegenwart leiden. Was hatte Kick eben gesagt? *Der gute alte Parzi ließ mich hier draußen pennen, wenn ich es drinnen nicht mehr ausgehalten habe.*

Mit einem Mal wird mir etwas klar.

Kick klettert hier herunter, wenn seine Mutter schreit. Und er klettert nicht zurück hinauf, wenn sein Vater Radios durch die Gegend schleudert. Ist das der Grund, warum er sich zu mir gesetzt hat, statt einfach die Fliege zu machen? Hatte er niemals vor, meinen Balkon als Leiter zu verwenden, um sich heimlich aus dem Staub zu machen? Meine Kopfhaut zieht sich zusammen. *Natürlich! Es gibt keinen Trampelpfad im Gebüsch. Er wollte hier übernachten!*

»Hey«, rufe ich.

Kick duckt sich unter die Balkonkante und sieht mich an. Die Sonne ist inzwischen untergegangen, und sein Gesicht schimmert blass und unglücklich im Schatten. Trotzdem versucht er, einen Witz zu machen. »Du hast keine Ahnung, wie viele Haushaltsgeräte unter den Sträuchern liegen. Du kannst von Glück reden, vorhin nicht in unsere alte Tiefkühltruhe gesprungen zu sein. Der Legende nach verrottet darin unser alter DHL-Fahrer.«

Ich lächle, weil ich weiß, dass er kein Mitleid will. So wie es aussieht, sind wir uns zumindest in dieser Sache ähnlich.

»Dieses Sofa ist mir sowieso zu hart«, behaupte ich und klopfe zum Beweis auf die staubigen Polster. »Wenn du willst, kannst du heute Nacht hier pennen.«